

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **33 (1953-1954)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Die Stadt des Friedens

Die große Romantrilogie von Robert Faesi liegt vollendet vor uns. Ein schöneres Geschenk hätte uns der Dichter zu seinem 70. Geburtstag — am 10. April — nicht in die Hand legen können. «Aus innerer Verbundenheit» widmet er dieses Werk seiner Vaterstadt Zürich. So bekennt es, abschließend und schön, das letzte Worte auf der letzten Seite. Drei großangelegte, je in sich geschlossene Gemälde, — Die Stadt der Väter — Die Stadt der Freiheit — Die Stadt des Friedens — fügen sich zur weitgespannten, zur lückenlosen Einheit. Reizvoll ist es, im dritten Band den Linien nachzuspüren, die, fast zufällig, durch unbedeutende Episoden, das Ende mit dem Anfang verbinden, gewissermaßen den Kreis schließen. Denn «das Schicksal liebt seine Einfälle in Wiederholungen abzuwandeln»¹⁾).

Vor stark bewegtem Hintergrund, der Geschichte Zürichs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, heben sich drei Gestalten ab, in edlem Relief, alle drei Bände beherrschend, dem Fluß des Geschehens entsprechend, bald diese, bald jene beleuchtet oder im Dämmer verschwindend. Es sind die Vettern Gerold v. Edlibach, Leonhard Heidegger, Caspar Schweizer; alle im selben Erdreich wurzelnd, der selben Sippe entsprossen, Zweige des einen alten Stammes, alle Enkel der unvergeßlichen Großmutter, des «Matrönchens», der Junkerin v. Edlibach, im «Geistlichen Hus» an der Limmat. Jede der drei Gestalten steht dem Herzen des Dichters nahe, in jede hat er — ist es vermessen, dies herauszugeheimnissen? — ein Stück seines Selbst gelegt. Über den beiden andern, von den Dichtershänden am liebevollsten betreut, steht zweifellos Gerold v. Edlibach. Hell und klar, wie sein klingender Name, Soldat und Offizier in der höchsten Bedeutung des Wortes, steht der Junker an seinem Posten, der doch nie der ihm gemäße ist, wie er es schmerzlich-bitter empfindet. Seine unerbittliche Geradheit, die keinen Kompromiß kennt, das Lichte in seinem Wesen, das alle Machenschaften ablehnt, stehen seinem äußeren Erfolge im Wege. «Und was von Gerold?» Sein überlebender Freund Leonhard findet die Abschiedsworte: «Ein Held, dem die Heldentat versagt war, ein Herzog ohne Heer, ein Ritter, wenn auch nicht Retter, weil er — schuldlos — zu spät kam». — Leonhard Heidegger, der ewig grübelnde, ironisierende, sich selbst sezierende Sproß aus schwerblütiger Familie, leidet an seiner Zwiespältigkeit: Aristokrat, Patrizier von Geburt, fehlt ihm dessen Starrsinn, im «ancien régime» verwurzelt, erkennt er doch offenen Sinnes dessen Sünden und die Berechtigung des heranstürmenden Neuen. Rats Herr ist er, mit steifem Kragen, daneben Künstler — etwas Maler, etwas Dichter — und ist sich der Halbheiten bewußt. Er aber findet, trotz oder dank seiner Kämpfe und inneren Auseinandersetzungen, als einziger der Vettern den Weg in die neue Gegenwart — in eine bejahte Gegenwart.

Sind Edlibach und Heidegger dichterische Schöpfungen — «Leonhard Heidegger hätte es geben können, Edlibach hätte es geben sollen» —, so stürmt in Caspar Schweizer eine historische Figur durch das Werk, gehetzt, flackernd und ruhelos, verzweifelt, opferbereit, starrköpfig bis zur letzten Seite. Aus der Bio-

¹⁾ Die Stadt der Väter, 1941, besprochen Juniheft 1942, S. 193/194; Die Stadt der Freiheit, 1944; Die Stadt des Friedens, 1952. Alle drei Bände Atlantis-Verlag, Zürich.

graphie von David Heß hat Faesi Wesentliches schöpfen können. Die Eindrücke einer harten Jugend geistern durch sein ganzes Leben. Unvergeßlich das Bild der erbarmungslosen knöchernen Hände des Vaters, um den Bund eiserner Schlüssel gekrampt: Erlebnis im ersten, Erinnerung im dritten Band. Durch die verbitterte Kindheit ist er zum Verächter der Familie, zum Gottesleugner geworden. «Noch ein strafender Vater, dem ich mich beugen soll? Es ist Zeit, daß auch dieser höchste Tyrann vom Throne gestürzt wird» beantwortet er, außer sich, die Mahnung der Großmutter: «Fürchte den Vater da droben» und wirft damit, im entscheidenden Augenblick, seiner Sippe den Fehdehandschuh ins Gesicht. In Caspar Schweizer, dem Stürmer und Dränger, dem verblendeten Idealisten, dem Menschenfreund und christlichen Atheisten, ist die Parallelität zu unserer Gegenwart eindrucklich hergestellt. Treffende Worte fallen in langen politischen Diskussionen. «... Was du als freies Recht eines jeden auf alle ausgibst, ist leere Fassade. Dahinter steckt die Sklaverei aller unter allen. Die Freiheit wird der Gleichheit gepfert».

Die drei Männer spielen ihre bedeutsame Rolle im unaufhaltsam, mit unerbittlicher Konsequenz sich abrollenden Drama: Untergang der alten Eidgenossenschaft. Flackert im ersten Band ein unheimliches Wetterleuchten auf in der Wasser-Episode, so läßt der langausgesponnene Stäfererhandel keinen Zweifel mehr an der Unterhölung der alten Ordnung. Endlich bricht der Sturm aus Westen los. Mit der zweiten Schlacht um Zürich schließt die Trilogie — aber nicht mit Zerstörung und Untergang, sondern mit dem zuversichtlichen Ausblick in neue Zukunft, mit dem Glauben an die Jugend, an die «neuen Söhne».

Das Besondere in diesem Werk ist der fast rhythmische Wechsel von geballter Dramatik zu stillem Verweilen, von gespannter Handlung, überstürzendem Geschehen zu epischer Ruhe, ja idyllischer Verträumtheit. Als Gegensatz zur brodelnden Stadt mit ihrer überhitzten Atmosphäre taucht das «Paradiesli», das grüne Eiland aus dem See. Hier scheint die Zeit stille zu stehen, das Weltgeschehen vergißt scheinbar diesen Fleck Erde. Harmonisches Familienleben blüht auf, eine alte Liebe erfüllt sich, in Frieden wird aufgebaut, wenn anderswo zerstört wird, und hier finden sich — schicksalsmäßig — die drei Vettern wieder. Caspar Schweizer, enttäuscht, verbittert, krank an Leib und Seele, von weiten erfolglosen Fahrten zurückkehrend, wird von den Getreuen aufgenommen. Noch kämpft er auf verlorenem Posten für seine Idee, in einem letzten verzweifelten Aufbäumen versucht er, sein glühendes Vermächtnis zu Papier zu bringen. Aber kein Paradiesli, auch dieses nicht, darf hoffen, unversehrt durch den Umsturz alles Seienden zu kommen. Es geschieht, tief symbolisch, daß dieses Refugium in Flammen aufgeht; alt bewahrtes und bewährtes Gut zerfällt, gleichzeitig mit Schweizers auf-rührerischen Schriften, in Asche. Der Kreis schließt sich. Der abtrünnige Sohn Schweizer vollendet sein verzehrendes Leben im «Geistlichen Hus», versöhnt mit dem seelenstarken «Matrönchen».

Robert Faesi, Meister der Rede, liebt die Diskussion vom Geplänkel bis zum scharfen Disput. Schlag auf Schlag, Hieb auf Hieb, geistreich und klug funkeln die Gespräche — seitenlang —, aber kein Wort fällt, das nicht Bedeutung und Beziehung zum Ganzen hätte. Beziehungsreich und symbolisch sind seine Bilder, die Naturschilderungen, die scheinbar unbedeutenden Episoden. Symbolisch das zu lange Absterben der Großmutter, der Verkörperung des «ancien régime» in seiner edelsten Gestalt, symbolisch die Versöhnung im letzten Augenblick zwischen Schweizer, «dem Ketzer und Revolutionär, und Lavater, dem Christ und Bibelgläubigen», — symbolisch die Heirat des Ratsherrensohnes Heidegger mit einer Pächtertochter, einem gesunden Mädchen des freigewordenen Standes, tief symbolisch das Niederstürzen eines Ahnenbildes, das Gerolds Söhnchen verletzt, und endlich Gerolds Tod: nicht im Verteidigungskampf wird er hingestreckt, sondern bei der Rettung seines Kindes, das, an der Brust des toten Vaters zum Leben wieder erwachend, berufen ist, an der neuen Zeit mitzubauen.

Als nie abreißender goldener Faden durch das ganze Werk geht die Sorge um die Heimat. Immer wieder taucht das mahnende Wort auf «es ist später als du denkst» als unverkennbare, unmißverständliche Beziehung zu unserer Zeit.

Marguerite Paur-Ulrich

Vincent van Gogh

Am 30. März 1953 jährte sich zum hundertsten Male der Geburtstag Van Goghs. Die führende Bedeutung dieses Malers für die moderne Kunst ist allgemein anerkannt; gehört er doch mit einer geradezu prophetischen Vorwegnahme der Zukunft zu den eigentlichen Pionieren unseres Jahrhunderts. In seinen schon kurz vor 1890, seinem Todesjahr, entstandenen Bildern und Zeichnungen — über die letzteren gab die Ausstellung im Zürcher Kunsthaus eine konzentrierte Vorstellung — kommt nicht nur der spätere Expressionismus vornehmlich der deutschen Maler mit einer geradezu dämonischen Gewalt bereits zum Durchbruch, sondern auch das Streben unserer Epoche nach den Urwerten findet in der ungebrochenen Kraft seiner Formen und Farben einen sehr frühen und bestürzend unmittelbaren Ausdruck.

Gerade dieser Bedeutung wegen haben sich in wachsender Zahl Ausstellungen und eine fast unübersehbar große Literatur mit Van Gogh beschäftigt. Aus der letzteren sei hier eines der neuesten und wichtigsten Werke kurz gewürdigt, nämlich die beiden von *Werner Weisbach* stammenden Bände, von denen der erste 1949 im Amerbach-Verlag zu Basel erschien und die Grundlagen für das Schaffen von Van Gogh darstellt, während der abschließende zweite Band 1951 bei Benno Schwabe in Basel herausgekommen ist und die durch Paris und die Provence bestimmten Lebensstationen des Künstlers umfaßt¹⁾. Gleich ist für beide Bände der geistige Standort des Verfassers, der einst an der Universität Berlin wirkte und nun seit einer Reihe von Jahren in Basel lebt. Mit einer Überlegenheit, wie sie nur nach einem langen, an wissenschaftlichen Arbeiten und künstlerischen Begegnungen reichen Leben möglich ist, hat Weisbach seinem Werk eine sehr ausgewogene Vielseitigkeit verliehen. Nicht nur in eindringlichen Bildanalysen, sondern ebenso durch Heranziehen der verschiedensten schriftlichen Zeugnisse, sowohl des Künstlers wie seiner Umgebung, erfährt die in mehr als einer Hinsicht so außerordentliche Persönlichkeit Van Goghs ihre gerechte Würdigung. Wichtiger beinahe als das Werk, dessen wertmäßige Stufung scharfsichtig unterschieden wird, ist für Weisbach der Mensch im Sinne jenes Ausspruchs von Paul Valéry, daß künstlerische Vollkommenheit nicht in der äußeren Vollendung der einzelnen Werke, sondern in der Bekundung des Genies liege. Daß dieses Genie nicht völlig frei, gleichsam im luftleeren Raume existiert, sondern aus einer bestimmten Umwelt heraus sich entwickelt, entfaltet und schließlich zerbricht, gebunden an ein einmaliges Schicksal, dies aufzuzeigen ist ein Hauptanliegen des Werkes von Weisbach, das zum fundiertesten und großangelegtesten unter der so zahlreichen Van Gogh-Literatur gehört. —

Im Unterschied zu der auch ohne allen Ballast streng wissenschaftlichen Arbeit Weisbachs will *Walter Bauer* unter dem Titel *Die Sonne von Arles* nicht mehr als ein flüssig geschriebenes Lebensbuch Van Goghs geben. Auch wenn dabei die Deutung des Künstlers gegenüber dem Menschen stark zurücktritt, so bleibt innerhalb der leichteren Gattung der «biographie romancée» doch ein Buch, das der Versuchung allzu intimer Einfühlung und sensationeller Aufbausung im allgemeinen entgeht und in seiner schlichten, bisweilen allzu schlichten Art mit der Erzählung des so tragischen Schicksals zu ergreifen vermag. (Hundt-Verlag, Hattingen/Ruhr.)

Richard Zürcher

Lenin und der Leninismus

Was Stalin für die gegenwärtige Gestalt des Bolschewismus, das ist Lenin für die Epoche der Vorbereitung und Durchführung der Revolution, sowie für die erste Phase des Bemühens um die Errichtung einer bolschewistischen Gesellschaftsordnung. Dennoch ist Lenins Bedeutung für den Bolschewismus in dieser politisch-revo-

¹⁾ Nach Erscheinen des 2. Bandes ist Band I vom Verlag Benno Schwabe & Co. übernommen worden.

lutionären Aktion nicht erschöpft. Er ist nicht nur Praktiker und Theoretiker der Revolution, sondern zugleich auch philosophischer Denker und als solcher Schöpfer jener eigenwilligen Umformung des historischen und dialektischen Materialismus, die, als Leninismus bezeichnet, auch heute noch die geistige Grundlage für das östliche Herrschaftssystem bildet.

Mag man den philosophischen Wert seines Denkens auch noch so gering ansetzen, die Tatsache ist nicht zu umgehen, daß Lenin Kraft und Macht des philosophischen Gedankens und seine Bedeutung für die politische Aktion sehr hoch einschätzte. Jeder Leninbiograph steht dadurch, macht er sich die Einheit von politischer Aktion und philosophischer Besinnung im Denken und Handeln dieses Menschen einmal klar, vor einer gewiß schwierigen Aufgabe: es gilt, beides als ein gleich ursprüngliches, einheitliches Anliegen zu begreifen und im Leben und Wirken dieses Menschen auch als zutiefst miteinander verbunden zur anschaulichen Darstellung zu bringen.

Greift man mit solchen Erwartungen zu der jetzt in deutscher Übersetzung vorliegenden Lenin-Biographie *David Shubs*, so wird man sie nicht erfüllt finden¹⁾. Auch dieses Buch bleibt im wesentlichen eine politische Biographie. In ihrem Mittelpunkt steht der zielbewußte, politische Revolutionär und seine Aktion und nur dort, wo seine philosophisch-theoretische Auseinandersetzung über die Grundlagen des Marxismus für die revolutionäre Aktion von unmittelbarer Bedeutung ist (etwa die Auseinandersetzung mit Martow über die Organisation der Partei), findet sie eine entsprechende Beachtung. Dennoch hat dieses Buch seinen unbezweifelbaren Wert in sich. Shub weiß, unter meisterhafter Verwendung einer Fülle sonst unzugänglicher und meist unbekannter Memoirenliteratur sehr treffend den Zusammenhang zwischen Lenins Auffassung der revolutionären Taktik und den Traditionen der nichtmarxistischen, radikalrevolutionären Bestrebungen im Rußland des 19. Jahrhunderts zu kennzeichnen. Die Darstellung dieser Zusammenhänge ist um so interessanter, als der Verfasser selbst Mitglied des menschewistischen Flügels der russischen sozialdemokratischen Partei war und daher Lenins Wirken, wenigstens bis zur Revolution im Jahre 1905, aus nächster Nähe beobachten konnte. Es ist nicht zuletzt diese Verbundenheit des Verfassers mit dem «Helden» seiner Darstellung in dem gemeinsamen revolutionären Anliegen und die Verschiedenheit in der Auffassung über das Wie und Wohin der revolutionären Aktion, die dem Buch den Charakter der unmittelbaren Anschaulichkeit gibt und den Verfasser andererseits davor bewahrt, einer Glorifizierung seines Helden zu verfallen und etwa, im Sinne der heutigen sowjetamtlichen Geschichtsschreibung, Vorbereitung und Ablauf der Revolution von 1917 als historisch-gesetzmäßigen und notwendigen Vollzug zu deuten.

Diese Gemeinsamkeit und Gegnerschaft ist weitgehend für die Perspektive bestimmend, in der der Verfasser Lenin sieht, und aus der er sein Leben und Wirken begreiflich zu machen sucht. Unter bewußt starker Beachtung kleiner persönlicher Züge und Äußerungen Lenins richtet Shub seinen Blick gerade auf den Menschen Lenin, einen Menschen von seltsamer Zwiespältigkeit: liebevoll-besorgter Sohn, Bruder und Gatte, anspruchslos in seiner Lebensführung bis zur Bedürfnislosigkeit, gerade und unbestechlich in allen persönlichen Dingen, ist er andererseits der Repräsentant des Willens zur Macht schlechthin, der sich im Dienste der revolutionären Idee schonungs- und skrupellos über alle moralischen und menschlichen Bindungen und Werte hinwegzusetzen vermag und nur einen Maßstab für sein Handeln als gültig anerkennt: den Erfolg der Revolution. Gerade in seinem politischen Wirken erscheint er als die gestalthafte Verkörperung jenes revolutionären Radikalismus, den Netschajew und Bakunin in ihrem Katechismus des Revolutionärs Jahrzehnte vorher gefordert hatten, und für den der Zweck schlechthin alle Mittel heiligt. Aus dieser Perspektive werden Lenins Kampf um die Macht in der eigenen Partei, sein Aufstieg zum Führer der Revolution, die so anpassungsfähige Taktik der Bolschewisten während der Revolution, ihr Sieg und ihre ersten Maßnahmen zur Einführung des Sozialismus eindrucksvoll geschildert und in den Mittelpunkt der Biographie gestellt. Diese mehr als zwei Drittel des Buches einnehmende Schilderung kann in der Tat auch als das gelungene Kernstück des ganzen Werkes bezeichnet werden. Lenins Wirksamkeit nach der Revolution als Vorsitzender des

Rats der Volkskommissare, als Staatsmann also, insbesondere seine Einführung der neuen ökonomischen Politik (NEP) im Jahre 1921, die ein Zugeständnis der bolschewistischen Theorie an die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse des nachrevolutionären Rußlands bedeutete, tritt demgegenüber in der Darstellung stark in den Hintergrund. Das ist um so bedauerlicher, als gerade die Frage, ob Lenin mit der Einführung der NEP tatsächlich in seinen politischen Maßnahmen nur eine Atempause einlegen wollte oder nicht vielmehr hier der Realpolitiker über den Dogmatiker siegte, von entscheidender Bedeutung für die Beurteilung der Entwicklung Rußlands in der stalinistischen Ära ist. Shubs Buch läßt so, trotz seines Wertes, der nicht zuletzt auch darin liegt, daß die oft romanhaft erzählende Form der Darstellung dem Leser einen leichten Zugang zum Gegenstand der Darstellung vermittelt, manche Wünsche offen.

Der Leser, der bei Shub insbesondere eine eingehende Beachtung und Darstellung des Denkers und revolutionären Theoretikers Lenin vermißt, sei hier auf das Werk von *Gustav A. Wetter* verwiesen, das jetzt ebenfalls in deutscher Übersetzung zugänglich ist²⁾. Wetters Absicht ist keine biographische, sondern eine historisch-systematische. Er will das System des DIAMAT, der bolschewistischen Weltanschauung und Staatsphilosophie analysieren und darstellen und dabei zugleich aus seinen historischen Wurzeln verständlich machen. Gerade der Teil des Werkes, der die historische Begründung zur Aufgabe hat, darf als besonders gelungen bezeichnet werden. Wetter greift dabei nicht nur auf Marx und Engels, sondern auch auf Hegel, Feuerbach und den französischen Positivismus zurück. Das ist insofern besonders begrüßenswert, als gerade die Bedeutung Hegels für das Werden dieser Philosophie meist nicht genügend beachtet und gewürdigt wird. Andererseits weiß Wetter, anhand einer Fülle von Material, auch die spezifisch russischen Quellen dieser Philosophie recht anschaulich zur Darstellung zu bringen. Dabei rückt die Gestalt Lenins von selbst und notwendig in den Mittelpunkt. Er erscheint als der Denker, der die westeuropäischen und russischen Quellen dieser Philosophie zu der Einheit der spezifisch bolschewistischen Weltanschauung verbindet und zugleich für die Systematik dieser Philosophie insofern auch heute noch von Bedeutung ist, als seine Schriften gleichsam kanonisiert sind und seine Ontologie, seine Erkenntnistheorie und seine Lehre vom Prinzip der Parteilichkeit allen Denkens noch immer ihre unumstößliche Grundlage bilden. Wetter vermag anhand der Quellen nachzuweisen, daß die beiden Klassiker dieser Lehre, Marx und Engels — von Lenin fälschlicherweise in ihren Gedanken als eine Einheit begriffen —, auch heute noch nur durch die Brille von Lenin gesehen und zitiert werden. Was den historischen Materialismus, die Theorie über die Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung anbelangt, so scheint die zentrale Bedeutung Lenins durch die jüngsten Veröffentlichungen Stalins zum Problem der Sprachwissenschaft etwas eingengt. In der Tat ist das marxistische Schema des Über- und Unterbaues durch Stalins Auffassung über die aktive Rolle der Geistestätigkeit des Menschen für Ablauf und Gestalt des historisch-sozialen Prozesses prinzipiell durchbrochen und entscheidend abgewandelt. Wetter widmet diesem Phänomen ein ganzes Kapitel und sucht den stalinschen Gestaltwandel des historischen Materialismus, durch den Gedanken einer theoretischen Rechtfertigung und Begründung seiner außen- und innenpolitischen Maßnahmen, verständlich zu machen. Das scheint durchaus richtig, doch vermißt man dabei die eingehende Behandlung der Frage, ob nicht Stalins philosophische Wendung schon in dem Voluntarismus Lenins vorgebildet ist und ob nicht schon der Leninismus in seiner ursprünglichen Gestalt eine Einschätzung des Bewußtseins als geschichtlich wirksamem Faktor enthält, die, trotz allen dogmatischen Festhaltens an der marxistischen Überbau-Unterbaulehre, diese schließlich doch sprengen mußte. Auch von dieser Frage abgesehen, enthält insbesondere der systematische Teil von Wetters Werk eine Anzahl von Bemerkungen, die zur kritischen Stellungnahme herausfordern. Mit Recht bezeichnet er als die wichtigsten Elemente im Leninismus einen als Materialismus gekennzeichneten unkritischen Realismus, eine eigenwillige Deutung der Dialektik, die,

¹⁾ David Shub: Lenin — eine Biographie. Limes-Verlag, Wiesbaden 1952.

²⁾ Gustav A. Wetter: Der dialektische Materialismus. Seine Geschichte und sein System in der Sowjetunion. Herder-Verlag, Freiburg 1952.

trotz begrifflich formaler Nähe zu Hegel, von diesem doch darin unterschieden ist, daß als ihre Grundlage nicht die Vermittlung, sondern der Kampf der Gegensätze erscheint und schließlich eine Erkenntnislehre, die in einer Abbildtheorie, sowie einer Theorie der relativen und absoluten Wahrheit gipfelt und das Wahrheitskriterium in der Praxis des Handelns findet. Mit Recht weist er anhand der Quellen den revolutionären Ursprung dieser Philosophie auch dort nach, wo ihre Problematik in einem anscheinend politisch neutralen Bereich liegt. Mit Recht führt er aus, daß diese Philosophie in ihrer Unterscheidung zwischen einem naturwissenschaftlichen und einem philosophischen Begriff der Materie nicht haltbar ist, daß sie damit der differenzierteren erkenntnistheoretischen und ontologischen Problematik der modernen Philosophie, Natur- und Geisteswissenschaften nicht gerecht zu werden vermag, daß sie im Grunde einem naiven Realismus huldigt und sich nur insofern den Anschein höherer Wissenschaftlichkeit zu geben vermag, als sie ihren Gehalt in eine noch immer hegelianisierende Begriffssprache einzwängt. Mit Recht weist Wetter schließlich auch darauf hin, daß der Leninismus in einem Eklektizismus und Scholastizismus gipfelt, der heute seinesgleichen sucht. Dennoch glaubt Wetter, zu dem Gedanken berechtigt zu sein, Lenin habe eine Anzahl guter philosophischer Prinzipien entwickelt, die, seien sie nach einem Ende des Bolschewismus von allem revolutionär-aggressiven Beiwerk erst einmal befreit, im russischen Denken ihre Fruchtbarkeit entfalten könnten. Hierzu werden vor allem der Realismus und der dialektische, nichtmechanistische Entwicklungsbegriff gezählt. Diese Überschätzung der philosophischen Originalität des Leninismus steht in einem seltsamen Widerspruch zu den Ergebnissen des historischen Teiles von Wetters Werk, und man kann sie auch deshalb nicht unwidersprochen hinnehmen, weil bei Lenin der realistische Ansatz seines Denkens durch das revolutionäre Anliegen immer wieder in eine Metaphysik der Materie umschlägt und weil andererseits der dialektische Entwicklungsbegriff eindeutig ein Erbe der nachkantischen Philosophie ist. Alle Berufung auf die sogenannte Ganzheitlichkeit des russischen Geistes kann hierüber nicht hinwegtäuschen. Die gerade in diesen Fragen bei Wetter vorliegende Überbewertung der philosophischen Originalität und Bedeutung Lenins wird nur verständlich von der katholisch-philosophischen Position aus, zu der sich Wetter im Schlußwort dann eindeutig bekennt. Sie gibt dem Buch die Einheitlichkeit der kritischen Auseinandersetzung mit dem Leninismus, vermag aber andererseits den Leser nicht unbedingt zu überzeugen, der sich nicht ebenfalls zum Katholizismus bekennt.

Dennoch hat Wetters Werk einen unbestreitbaren Wert. Unter exakter Verarbeitung einer Fülle unzugänglichen Materials ist es die erste große wissenschaftliche und in sich geschlossene Darstellung der sowjetischen Philosophie, die eine gründliche Orientierung gestattet. Sie vermittelt darüber hinaus auch eine umfassende Kenntnis des Philosophen Lenin und ist daher unerläßliche Hilfe für jeden Leser, der die Einheit von Gedanken und Tat im Wesen dieses modernen Diktators zu erfassen und zu begreifen strebt.

Hans Joachim Lieber

Zur Geschichte des faschistischen Italiens

Wie in Deutschland nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus so ist auch in Italien mit dem Ende der faschistischen Ära eine reiche Literatur von Anklage- und Verteidigungsschriften, Memoiren, Tagebüchern und politisch-historischen Darstellungen entstanden. Die italienische Diskussion unterscheidet sich aber wesentlich von der deutschen. Man versucht in Italien kaum, in der Frage nach der Verantwortung und in der historischen «Erklärung» weit ins 19. Jahrhundert oder gar noch weiter zurückzugreifen, und ruft nicht die gesamte eigene Vergangenheit vor die Schranken, aber man verzichtet auch darauf — wie dies oft in Deutschland geschieht —, sich in geschichtsphilosophischen Ausführungen

zu ergehen, wobei dann das Geschehen im eigenen Lande letztlich nurmehr als Sonderfall einer allgemeinen Entwicklung erscheint. Man will die faschistische Herrschaft als durchaus italienisches Ereignis sehen, erklärbar und verständlich aus der Situation der ersten Nachkriegszeit. Gewiß könnte man manches in der neueren italienischen Geschichte anführen, um den Erfolg Mussolinis besser zu verstehen. Man könnte etwa darauf hinweisen, daß das allgemeine Stimmrecht erst 1912 eingeführt wurde, die Massen politisch daher noch nicht integriert waren, daß der Krieg 1915—1918 die Möglichkeiten des jungen Italiens in mancher Hinsicht überstieg, weiter, daß Giolittis Regierungssystem zwar bedeutende Erfolge zeitigte, jedoch kaum die politischen Sitten besserte und das Ansehen des Parlamentes schwächte, und schließlich die Tatsache, daß das italienische Bürgertum, die classe dirigeante, unkohorent, ideologisch unsicher und gern zu Kompromissen bereit war. Und doch wird man aus diesen Faktoren den Faschismus nicht «ableiten» können. Das Hauptinteresse liegt denn auch darin, die Situation der Jahre 1915—1922 zu verdeutlichen, die Stellungnahme und Entscheidungen der Parteien und Politiker zu untersuchen und damit ihren Teil an der «Schuld» abzumessen. Daß sich dabei Bezüge zur allgemeinen Zeitgeschichte ergeben und sich europäische Verantwortungen abzeichnen, ist selbstverständlich.

Angelo Tasca gibt uns in *Nascita e avvento del Fascismo* eine glänzende Darstellung des italienischen Faschismus bis zum Marsch auf Rom¹⁾. In der Neuausgabe dieses bereits vor dem Kriege in Paris erschienenen Buches sind die Quellenbelege in reicher Fülle durch die bisherige Literatur ergänzt und Einzelheiten geklärt worden. Der sozialistische Verfasser sieht sich zu einer scharfen Kritik des italienischen Sozialismus gezwungen. Er war weder fähig, nach dem großen Wahlerfolg von 1919 die Revolution einzuleiten, noch hat er die Konsequenzen gezogen und sich, wenn auch als Opposition, dem bestehenden demokratischen Staate eingefügt. Man hielt an der Theorie des Klassenkampfes und an der Frontstellung gegen den bürgerlichen Staat fest, bis dieser bürgerliche Staat ausgeschaltet, an seine Stelle aber nicht der Sozialismus, sondern der Faschismus getreten war. Die Streiks, Unruhen und selbst die Land- und Fabrikbesetzungen von 1920 führten nicht zum Umsturz, sondern der militante Sozialismus mußte hier aus eigenem Versagen eine Niederlage einstecken. Sein Höhepunkt war überschritten und eine latente Krise setzte ein. Man hat daher die später propagandistisch verbreitete und heute noch geglaubte These, der Faschismus habe Italien vor der Revolution gerettet, abzulehnen. Aber andererseits muß doch auch der Verfasser zugeben, daß man sich in sozialistischen Kreisen nicht wundern mußte, wenn die faschistischen Stoßtrupps nun vom Groß- und Kleinbürgertum zum «Schutze» der Ordnung willkommen geheißen wurden. Zudem konnte man nicht den demokratischen Staat um Hilfe anrufen, wenn man selbst diesem das Lebensrecht absprach und ihn mit allen Mitteln bekämpfte. Es war ganz folgerichtig, wenn die rechtsautoritäre Gruppe den Sieg davontrug. Diese eindringliche Kritik trifft zudem nicht nur die sozialistische Partei Italiens und nicht nur die Zwanzigerjahre.

Mehr auf Mussolini abgestellt ist *Guido Dorso's Mussolini alla conquista del potere*²⁾. Die seit den bewegten Jugendjahren sich ständig wechselnde politische Haltung wird hier bloßgelegt. Je nach der gegebenen Situation gibt sich Mussolini als Monarchist oder als Republikaner, bekennt sich zur Revolution oder nennt sich Reaktionär, spricht vom totalen Staat oder lobt die liberalen Freiheiten (!), hetzt antiklerikal oder betont die guten Beziehungen zur katholischen Kirche. Konstant bleiben ein ordinärer Pragmatismus und ein rücksichtsloses Geltungsbedürfnis. Und was noch bedenklicher ist: Mussolini konnte mit diesen wechselnden Positionen sowohl Anhänger verschiedener Herkunft — Anarchisten, Arbeitslose, Kleinbürger, Großkapital und Grundbesitzer — an sich binden, als auch seine politischen Gegner in Verwirrung bringen. Damit stellt sich die Frage nach der Haltung der anderen Parteien, vor allem der Popolari, die Vorläufer der Democrazia cristiana.

Über den theoretischen Gehalt und das politische Programm geben die *Discorsi politici* Luigi Sturzos gute Auskunft und weisen zudem auf die geistig-politischen Voraussetzungen der heutigen Regierungspartei (freie Schule, Dezentralisation,

Agrarreform)³⁾. Antiindividualistisch, antiliberal, aber auch antisozialistisch mußte es den Popolari schwer fallen, Koalitionen und Kompromisse einzugehen. Daß damit aber die Unstabilität der Regierungsbasis weiterhin verschärft wurde, zeigt *Stefano Jacini* in seiner *Storia del partito popolare*⁴⁾. Die Popolari hatten sich am Kabinett Bonomi beteiligt, verhinderten aber, nach dessen Sturz im Februar 1922, die Regierungsbildung Giolittis, worauf dann mit dem ersten Kabinett Facta die Krise des Regimes begann. Jacini gibt den kapitalen Fehler und die weittragenden Folgen zu. Man kann sich zwar fragen, ob es dem alten Routinier Giolitti gelungen wäre, die Staatsautorität gegenüber der faschistischen Organisation durchzusetzen, aber es steht doch wohl andererseits fest, daß damals ein Kabinett Giolitti-Popolari die einzige auch nur einigermaßen erfolgversprechende Lösung der Krise bedeutet hätte. Schwer zu beurteilen ist die Politik der Popolari nach dem Marsch auf Rom. Man trat für einige Zeit in die Regierung Mussolinis ein, sprach ihm das Vertrauen aus und gewährte ihm Vollmachten; 1924 beim neuen Wahlgesetz drang man nicht mehr bis zur Opposition vor. Die filofaschistische Rechtsgruppe brach zudem aus und verschärfte die Krise. Erst mit der Ermordung Mateottis trat man endgültig in die Opposition, und zwar mit der Bildung — zusammen mit anderen demokratischen Parlamentariern — des «Aventin». Dieser Austritt aus dem Parlament entsprach sicher einer sauberen politischen Gesinnung; rückblickend muß man sich jedoch fragen, ob damit der Opposition gegen Mussolini gedient war und ob man nicht gerade auf die einzige Plattform, auf der die Opposition und die Oppositionsreden einen Sinn hatten, verzichtete. Jedenfalls konnte man so den die Verfassung buchstäblich interpretierenden Monarchen nicht überzeugen, die Ermordung Mateottis zum Sturze Mussolinis zu benutzen. Zudem fürchtete der Vatikan, wie auch Jacini bezeugt, ein Zusammengehen der Popolari mit den Sozialisten und wandte sich Mussolini zu. Giolitti hielt es daher für richtig, dem Regime das Leben so schwer als möglich zu machen und nicht den von Mussolini gewünschten Anschein der «Normalisierung» aufkommen zu lassen. Möglich auch, daß er bis zuletzt gehofft hat, entweder eine Konstitutionalisierung des Faschismus zu erzwingen, oder sich selbst irgendwie vorschieben zu können. In der gegenwärtigen heftigen Diskussion um Giolitti wird leider seine Politik nach 1918 wenig zur Sprache gebracht. Es steht fest, daß er — an die Erfahrungen aus der Vorkriegszeit anknüpfend und allzu sehr auf sein «System» und den Parlamentarismus vertrauend — 1920 die faschistischen Stoßtrupps benutzte — die Polizei lieferte z. T. Waffen und schaute bei «Strafaktionen» untätig zu! —, um die Sozialisten zu schwächen und zu einem Eintritt in sein Kabinett gefügig zu machen. Später unterhielt er Beziehungen zu Mussolini, in der Hoffnung, eventuell auch ihn in eine Regierung hineinnehmen und «bändigen» zu können. Diese Absichten und Methoden erscheinen uns fragwürdig, aber es ist sicher, daß Mussolini Giolitti als seinen gefährlichsten Gegner betrachtet und ein Kabinett Giolitti-Popolari oder Giolitti-Sozialisten als tödliche Gefahr für den Faschismus eingeschätzt hat. Um so bedauerlicher sind die ideologischen, politischen und selbst persönlichen Spannungen (man denke an die Feindschaft Giolitti-Nitti), die eine solche Verbindung verhinderten. — Interessanten Einblick in das Geschehen dieser entscheidenden Monate, ja Tage geben auch die *Memorie Marcello Soleris*⁵⁾. Als Freund Giolittis und als wichtiger liberaler Politiker hat Soleri den Marsch auf Rom aus nächster Nähe miterlebt. Er betont, daß Facta die königliche Unterzeichnung des bekannten Dekretes über den Belagerungszustand nicht ernstlich betrieb, vielleicht sogar hintertrieb. Die «Schuld» des Königs würde so gemildert. — Wichtig sind hier weiterhin die *Memorie politiche 1916—1925 Antonio Salandras*⁶⁾. In diesen posthum erschienenen Aufsätzen sucht der geistig sicher hochstehende Ex-Premier seine Haltung gegenüber dem Faschismus zu erklären und die Gründe darzulegen, die die Rechtsliberalen bewogen, selbst nach dem Mateotti-Konflikt dem Kabinett Mussolini anzugehören und erst nach der Rede vom 3. Januar 1925 in die eigentliche Opposition zu treten. Durch ihr Verbleiben habe man Schlimmeres verhüten und in Anbetracht der wirtschaftlichen Lage keine neuen Störungen heraufbeschwören wollen. Salandras Ausführungen überzeugen nicht; im Grunde handelte es sich um eine filofaschistische Haltung, die die autoritäre Tendenz und wohl auch den Anti-Parlamentarismus nicht ungern sah, unter der Voraussetzung allerdings, daß sich Mussolini um eine Einschränkung der Illegalität bemühte.

So lassen sich denn die Erfolge Mussolinis auf folgende Umstände und Voraussetzungen zurückführen: geistige und wirtschaftliche Krise der Nachkriegszeit, Unruhe zurückkehrender Offiziere und Soldaten, Arbeitslosigkeit, Festhalten des Sozialismus am orthodoxen Marxismus, Krise des Parlamentarismus und Unfähigkeit der demokratischen Gruppen, sich gemeinsam zur Wehr zu setzen, weiter die Versuche, den Faschismus gegen links auszuwerten und dessen Kampf gegen Sozialisten und Gewerkschaften zu begrüßen, ja die Unterstützung aus Finanz- und Agrarkreisen. Endlich die zweifelhafte Haltung der Krone und der Kirche.

Diesen beiden letzteren Faktoren sind von neofaschistischer Seite zwei umfangreiche Arbeiten gewidmet worden. *Giulio Castelli* sucht in *La Chiesa e il fascismo* die guten Beziehungen zwischen Kirche und Partei nachzuweisen und «la coscienza cristiana e cattolica di Benito Mussolini» zu zeigen⁷⁾. So werden denn alle jene Stimmen aufgezeichnet, die von einem guten Auskommen von Vatikan und Faschismus zeugen. In der Tat ein reiches Material! Aber selbst wenn sich — was auch Jacini zugibt — Pius XI. und der Vatikan in deutlich filofaschistischer Haltung in den entscheidenden Monaten von den Popolari distanzieren und der Papst etwa am 20. Dezember 1926 Mussolini den «Uomo della Provvidenza» bezeichnet hat — von der gegenseitigen Beweihräucherung zur Zeit der Lateranverträge schon gar nicht zu reden —, so muß doch festgehalten werden, daß der Vatikan später oft seine Politik bedauern mußte und einen harten Kampf — wir erinnern etwa an seine scharfe Opposition gegen die Rassenpolitik — gekämpft hat. Davon berichtet der Verfasser nur wenig, und es wird eine lohnende Aufgabe sein, eine «objektive» Geschichte der gegenseitigen Beziehungen zu schreiben. — Ein gleiches gilt von *Mario Vianis La Monarchia e il Fascismo*⁸⁾. Hier wird allerdings weniger die Haltung der Krone dargestellt, als alle filofaschistischen Schriften, Ausführungen, Reden der späteren antifaschistischen und antimonarchischen Opposition zusammengetragen. Und auch hier wird man sagen können: ein reiches Material! Aber auch hier herrscht nicht Objektivität, sondern der Versuch, durch oft willkürliche Hervorhebung einzelner Sätze oder Worte indirekt die Krone zu verteidigen. Wir möchten uns hier nicht in die Diskussion über die Verantwortung der Krone einlassen und nur sagen, daß Vittorio Emanuele III. wohl mehr durch Nichttun und durch Ausweichen als durch eigene Entscheidung «gesündigt» hat, wobei allerdings der Eindruck besteht, daß oft dynastische Rücksichten einseitig dominiert haben — auch gegen das Interesse des Landes. — Jedenfalls kann eine solche Verteidigung nicht durch fragwürdige Journalisten wie *Nino Bolla* in *Il segreto di due re* erfolgen, der sich in seiner Kritik der antimonarchischen Parteien und Persönlichkeiten eines solch niedrigen journalistischen Jargons bedient, daß er gerade das Gegenteil erreicht⁹⁾. (Wenn Bolla es Sforza mehrmals ankreidet, als Mitglied des «Ordine dell'Annunziata» und damit als «Cousin des Königs» wesentlich am Sturz der Monarchie beteiligt gewesen zu sein, so sei hier nur gesagt, daß der König 1928 den späteren Hailé Selassié ebenfalls zum «Cousin» ernannt hat!)

Die Zeit der eigentlichen Herrschaft Mussolinis hat die Historiker bis anhin nicht allzu sehr interessiert. Um so gewichtiger ist der erste Band *Gaetano Salvemini* über *Mussolini diplomatico*, der die Außenpolitik 1922—1932 untersucht¹⁰⁾. In der bekannten schroffen, vor keiner Kritik zurückschreckenden Art des bedeutenden Verfassers wird hier abgerechnet. Deutlich treten einige Kennzeichen der Außenpolitik Mussolinis hervor: beliebig wechselnde Fronten ohne Politik auf lange Sicht, scharfe und große Worte in öffentlichen Reden «für die Massen» und gleichzeitiges Besänftigen der ausländischen Diplomaten, Negierung aller Anstrengungen des Völkerbundes und der Abrüstungsbestrebungen, eine Politik gegen Frankreich, die von England gestützt wird. Die Interessengemeinschaft zwischen dem konservativen England und dem faschistischen Italien wird bloßgelegt, wobei die diplomatische Deckung des Abessinienfeldzuges durch England hier im ersten Stadium vorgeführt wird und im nächsten Band weiter dargelegt werden soll. Salvemini polemisiert gegen Mussolinis Balkanpolitik und hätte hier eine Unterstützung Jugoslawiens und die Förderung eines Balkanbundes, nicht aber ein aggressives Vorgehen gewünscht. Ein letztes, glänzendes Kapitel ist den Propagandamethoden des Diktators gewidmet, das einzige Gebiet, auf dem ihm Salvemini

eigentliche Genialität zuspricht. In der Tat ist es gelungen, die öffentliche Meinung des Auslandes und selbst die ausländischen Diplomaten und Pressevertreter zu täuschen (oder zu kaufen!), und wir lesen diese Seiten nur mit Widerwillen. Daß dabei wichtige Vertreter schweizerischer Zeitungen keineswegs löblich dastehen, sei hier nur vermerkt. — In seiner Beurteilung der italienischen Außenpolitik stimmt Salvemini mit einem anderen repräsentativen Exilierten, mit *Carlo Sforza*, überein, der in seinem Buche *L'Italia dal 1914 al 1944 quale io la vidi* u. a. seine Rapallo-Politik darlegt, d. h. den Versuch, sich durch Entgegenkommen und durch den Hinweis auf die friedlichen Absichten einen politischen und wirtschaftlichen Einfluß im Balkan zu sichern¹¹). Auch wenn Sforza immer seine Persönlichkeit in den Vordergrund stellt, liest man seine trefflichen Ausführungen über seine Exilszeit und seine Aktionen 1940 in Frankreich und dann in Amerika mit großer Spannung.

Einen wichtigen, auch Archivmaterial verwertenden Beitrag zur deutsch-italienischen Politik gibt *Mario Toscano* in *Le origini del patto d'acciaio* (22. Mai 1939)¹²). Mussolini will damit einen Druck auf Frankreich ausüben und andererseits eine Isolierung zwischen Deutschland und den Westmächten verhindern. Den Krieg mit dem Westen hält er für unausweichlich und für begrüßenswert, möchte aber noch mindestens drei Jahre Frieden, um militärisch besser gerüstet zu sein (die Weltausstellung 1942 soll ihm zudem notwendige Devisen einbringen!). Die Überzeugung, daß Deutschlands Sieg sicher ist und daß Italien bei neutraler Haltung bei der Verteilung der «Beute» leer ausgehen könnte, bestimmte ja dann schließlich auch den Eintritt in den Krieg und den unsinnigen Befehl zur Offensive an der Westfront, obschon er über die völlig unzureichende Bereitschaft, sowohl materiell wie auch in bezug auf die Planungsvorbereitungen, klar orientiert war. — *Francesco Rossi* bietet in *Mussolini e lo Stato maggiore* hierfür den eindrücklichen Nachweis¹³). Nur wenige Divisionen waren bereit, beim Rest fehlten die Artillerie und die Motorfahrzeuge, ja die eigentlichen Bestände, während die Luftwaffe nur über wenige einsatzbereite Flugzeuge verfügte. Auch hier sind die Westmächte durch Propaganda und geschickt aufgezogene Paraden in bester Weise hinters Licht geführt worden!

Wenn einerseits die Vorgeschichte des Faschismus und seine Machtergreifung interessierte, so haben andererseits der Sturz Mussolinis, die Regierung Badoglios, die Frage der Monarchie und die Résistance eine heftige Diskussion entfacht. Es stehen ja auch große, tragische Konflikte im Vordergrund: Wie kam es zum Waffenstillstand? War er zu vermeiden? War der Bürgerkrieg unvermeidlich? Wie ist die Partisanenbewegung und die *Repubblica di Salò* einzuschätzen? Hier möchten wir zuerst *Ivanoe Bonomi Diario di un anno* (2. 6. 43—10. 6. 44) nennen¹⁴). Gespannt verfolgen wir die Aktivität des bedeutenden Politikers, vorerst den König zum Sturze Mussolinis zu veranlassen, dann, als dieser von faschistischer Seite erfolgte, ein politisches Kabinett aus den Vertretern der antifaschistischen Parteien und die sofortige Kündigung der deutsch-italienischen Allianz zu erzwingen. Badoglios Vorgehen wird scharf kritisiert, die Weiterführung des Kampfes als schwerer Fehler beurteilt und das plötzliche Verlassen der Hauptstadt am 8. September gerügt. Hält sich Bonomi in der Frage der Monarchie zurück, so drängt auch er auf den Rücktritt Badoglios und auf die Bildung einer politischen Regierung. — Dieser Kritik hatte *Pietro Badoglio* bereits früher in seinem Buche *L'Italia nella seconda guerra mondiale* geantwortet¹⁵). Der König habe ein politisches Kabinett abgelehnt, obschon Badoglio ihm dies — mit welcher Deutlichkeit, bleibt offen — nahegelegt habe; die verhängnisvolle Erklärung, daß der Krieg an der Seite Deutschlands fortgesetzt werde, sei vom König und von Orlando (!) vorbereitet worden. Ein sofortiger Bruch mit Deutschland hätte die Besetzung des Landes und die Installierung einer neofaschistischen Regierung zur Folge gehabt, Folgen jedoch, wie Bonomi bemerkt, die dann doch eingetreten sind. Zutreffend scheint jedenfalls, daß die militärische Situation am 8. September eher schlechter als am 25. Juli war, und außerdem, daß keine genügenden Dispositionen zur Verteidigung Roms und über die Aufgabe der verstreuten italienischen Truppenkörper vorhanden waren. Aber in Anbetracht der Tatsache, daß ja die Kapitulation vom alliierten Oberkommando, ohne Wissen Badoglios, einige Tage früher als ab-

gemacht, bekanntgegeben wurde, und in Anbetracht der äußerst schwierigen Situation wird man hier nicht allzu streng urteilen dürfen. Jedenfalls trifft der Vorwurf von faschistischer Seite, Badoglio sei für den Bürgerkrieg verantwortlich, nicht zu, denn dieser hängt mit der tragischen Lage Italiens zusammen. Und weiterhin wird man die Politik jener antifaschistischen Parteien, die die Abdankung des Königs als *conditio sine qua non* jeder Beteiligung an einer Regierungsbildung proklamieren — in der damaligen Situation! —, als reichlich bemühend, ja fragwürdig beurteilen.

Über die Haltung und die Tätigkeit *Benedetto Croce*s gibt dieser selbst in seiner Schrift *Quando l'Italia era tagliata in due* (estratto di un diario luglio 1943—giugno 1944) Auskunft¹⁶). Eindrucksvoll, wie der greise Philosoph plötzlich wiederum Mittelpunkt wird, alliierte Politiker, Offiziere, aber auch einfache Studenten empfängt, wie er seine Direktiven ausgibt, um Rat angegangen wird, Proklamationen aufsetzt und so gegen seinen Willen wiederum höchste politische Verantwortungen auf sich nehmen muß. Auch Croce kann Badoglio die Anerkennung und die hohe Achtung nicht versagen. Unendlich groß waren ja die Schwierigkeiten, aus dem Nichts eine staatliche Autorität aufzubauen, Truppen aufzustellen und zu kämpfen, und dies alles in ständiger Auseinandersetzung mit den alliierten Kommandostellen und der alliierten Politik. Badoglio macht den Alliierten den schwerwiegenden Vorwurf — abgesehen von der nachträglichen Verschärfung der Kapitulationsbedingungen und anderen Unkorrektheiten —, zwar immer wieder den Wert der italienischen Partnerschaft im gemeinsamen Befreiungskampf betont und von der Notwendigkeit einer Beteiligung italienischer Truppen gesprochen, aber dann in jeder Weise die Realisierung dieses Programmes erschwert, ja eigentlich verhindert zu haben. Wenn doch manches erreicht wurde, so wird man dies nicht zuletzt Badoglios Fähigkeiten und seinem hohen Ansehen bei Churchill und dem alliierten Oberkommando verdanken. Man spricht heute in Italien nicht gerne von Badoglio und zudem meist recht abschätzig. Mag auch seine Persönlichkeit nicht gerade sympathisch sein, so glauben wir doch, daß eine spätere und ruhigere Betrachtung dem italienischen Marschall die Anerkennung nicht versagen und seine Verdienste recht hoch anschlagen wird.

Die widerspruchsvolle Italien-Politik der Alliierten veranlaßte eine angesehene englische Journalistin, die hohen Verdienste Italiens im Kampfe gegen Deutschland und vor allem die riesigen Opfer, die Italien in diesem Kampfe gebracht hat, gesamthaft darzustellen. *Barbara Barclay Carters* kleines Buch *L'Italia parla* ist eine überaus scharfe Anklage an England und zugleich die bis heute wohl vollständigste Zusammenstellung der Aktionen der Partisanen, der Repressalien, Hinrichtungen, Streiks und Deportationen, die das Leben Oberitaliens nach dem 8. September so grauenhaft stempelten¹⁷). Es ist hier in der Tat der Nachweis geführt, daß Italien das «Eintrittsgeld» (Churchill) in den Kreis der freien Nationen bezahlt (die Verluste im Kampfe gegen Deutschland werden gegen 100 000 Menschen geschätzt, darunter 27 251 Zivilpersonen, wovon, um nur eine Zahl zu nennen, 11 988 Massensexekutionen!) und den «Diktat»-Friedensvertrag nicht verdient hat.

Ein Leben im Zeichen des Antifaschismus schildert uns *Massimo Salvadori* in *Resistenza ed azione*¹⁸). Als junger Liberaler emigriert, kehrt er später im Auftrage der Exiliertengruppe «Giustizia e Libertà» geheim zurück und treibt antifaschistische Propaganda, wird verhaftet, vorerst gefangen gehalten und dann ins Exil geschickt. Es folgen Aufenthalte in Afrika und Amerika, Eingliederung in die englische Armee, Kämpfe in Salerno und Anzio, Fallschirmabsprung in Oberitalien als Verbindungsmann zu den Partisanengruppen und endlich maßgebliche Beteiligung am Aufstande Mailands. — Wir zollen sicherlich diesen echten Kämpfern gegen die Diktatur, den Partisanen und den vielen kleinen Helfern unsere letzte Bewunderung, und es steht uns nicht an, den hohen Wert des offenen, aber auch stillen Einsatzes, der hier geleistet wurde, zu verkleinern. Und doch wird man sich über die andere Seite dieser Resistence im klaren sein müssen. Selbstverständlich kann man nicht — wie dies von neofaschistischer Seite geschieht — diese Antifaschisten, die zum Kampfe gegen Deutschland aufforderten oder gar alliierte Uniformen anzogen und in alliierten Reihen kämpften, als Landesverräter stempeln, denen gegenüber die Truppen Mussolinis den Heimatboden verteidigten. Abgesehen

davon, daß hier mit Schlagworten gefochten wird, zeigt diese Frage — und besonders deutlich gerade in Italien —, daß der Begriff der Patria allein nicht mehr ausreichte und nicht mehr ausreicht, um eine politische Position zu rechtfertigen, und daß die Spannung Freund-Feind sich in eine ideelle ausgeweitet hat und von hier aus die Stellungnahme, aber auch die Beurteilung erfolgen muß. Fragwürdig wird der Partisanenkampf dann, wenn wir die unzähligen, grausamsten Repressalien in Rechnung stellen, die die Zivilbevölkerung oder Gefangene infolge von kleinen und kleinsten Aktionen trafen, fragwürdig sind die Fälle, in denen Partisanen alliierte Bombardierung eines Dorfes oder Provinzstädtchens forderten, um auf diese Weise mit politischen Gegnern oder mit deutschen Detachementen fertig zu werden. Fragwürdig sind die vielen privaten Strafaktionen, summarischen Hinrichtungen eigentlicher Gegner, aber auch von bloß denunzierten oder persönlichen Feinden. Diese andere Seite der Résistance hat *Carlo Silvestri* in seinem Buche *Mussolini, Graziani e l'antifascismo (1943—1945)* anhand umfangreichen Materials aufgezeichnet¹⁹⁾. Da es sich um einen ehemaligen Antifaschisten handelt, nimmt dieses Buch in der großen Verteidigungsliteratur einen besonderen Platz ein. Der Verfasser behauptet, daß Mussolini und Graziani energisch Deportationen, Strafaktionen, überhaupt den Bürgerkrieg zu vermeiden suchten. Die Repubblica di Salò sei daher für Italien von Nutzen gewesen, schon darum, weil Hitler Mussolini drohte, sofern er eine Regierungsbildung ablehne, Italien «schlimmer als Polen zu behandeln». — Man wird demgegenüber gut tun, ein Buch wie *Giacomo Perticone, La Repubblica di Salò*, zur Hand zu nehmen, um die richtigen Maßstäbe zu gewinnen²⁰⁾. Leidenschaftlich, aber gut fundiert, wird hier dieser Schein-staat des Nordens mit der letzten Umformung des Faschismus zur sozialistisch gefärbten Republik geschildert, wobei aber auch über den Schein-staat des Südens, über den König und Badoglio das Verdammungsurteil gesprochen wird. — Ergänzende Auskunft gibt hier *Rudolf Rahn, Ambasciatore di Hitler a Vichy e a Salò*²¹⁾. Rahn wurde nach dem 25. Juli im Sonderauftrag nach Italien geschickt. Selbstverständlich will sich der nationalsozialistische Führer reinwaschen und er versucht, seine Methode und seine Politik als besonders friedlich, ausgleichend und «kulturbewußt» hinzustellen. Wir erhalten zwar recht interessante Einzelheiten, aber wenn er sagt, daß sein Freund Wolff von der SS mit ihm gleicher Meinung gewesen sei, wenn er selbst auf seine ungeheure Macht hinweist und dabei den Anschein erwecken will, als ob es mit wenigen Ausnahmen ohne Terror und Blut abgegangen sei, zudem noch seiner Sympathie zu den Opfern des 20. Juli Ausdruck geben möchte, so bezeichnet dies ausdrücklich diesen «Gauleiter» Italiens.

Positives und Negatives wird man in der Partisanenbewegung auseinanderhalten müssen, und eine saubere, zusammenfassende, auch das gestellte moralische und politische Problem berücksichtigende Darstellung wäre außerordentlich wünschenswert. Sie würde mithelfen, diesen immer neue Wellen von Haß und Feindschaften aufwühlenden Streit um die Résistance zu schlichten und könnte einen Baustein für die so notwendige Einheit Italiens liefern. In diesem Sinne möchten wir hier noch den aufwühlenden, jeden Leser zutiefst ergreifenden Band der *Lettere di condannati a morte della Resistenza italiana* beifügen²²⁾. Verschiedenen sozialen Schichten, verschiedenen Parteirichtungen und verschiedenen Konfessionen entnommen, sprechen alle diese Zeugnisse dieselbe lapidare Sprache. Hier aber hat der Historiker zu schweigen.

Rudolf v. Albertini

1) La Nuova Italia, Florenz 1950. 2) Einaudi, Turin 1949. 3) Istituto Luigi Sturzo, Rom 1951. 4) Garzanti, Mailand 1951. 5) Einaudi, Turin 1949. 6) Garzanti, Mailand 1951. 7) L'Arnia, Rom 1951. 8) L'Arnia, Rom 1951. 9) Rizzoli, Mailand 1951. 10) Laterza, Bari 1952. 11) Mondadori, Mailand 1945. 2. Aufl. 12) Sansoni, Florenz 1948. 13) Rom 1951. 14) Garzanti, Mailand 1947. 15) Mondadori, Mailand 1946. Vgl. eingehende Besprechung des Buches von italienischer Seite Juliheft 1947, S. 263—265. 16) Laterza, Bari 1948. 17) Rom 1947. Übersetzung von Italy speaks, London 1947. 18) Laterza, Bari 1951. 19) Mailand 1949. 20) Leonardo, Rom 1947. 21) Garzanti, Mailand 1950. (Die deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: Ruheloses Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen. Diederichs Verlag, Düsseldorf 1949.) 22) Einaudi, Turin 1952.

Public Relations

Die in den USA schon hochentwickelte, in den europäischen Ländern noch in den Anfängen stehende «öffentliche Meinungs- und Beziehungspflege» durch wirtschaftliche Organisationen, erhält durch das Buch von Dr. *Ernst Vogel* eine willkommene Bereicherung¹⁾.

In einer wohl etwas zu umständlichen, theoretischen Grundlegung wird vorerst versucht, ein Strukturbild der Öffentlichkeit und der öffentlichen Meinung zu zeichnen. Konkreter wird der Verfasser dort wo die Verwirklichung eines «P.R.-Programms» und die Bestimmung der zu wählenden Mittel zu der praktischen Erörterung «Die öffentliche **Beziehungspflege** der Unternehmung» überleitet. Dort erfährt der Leser manches über die strenge Systematik, mit der in den USA die Beziehungen zur Öffentlichkeit gepflegt werden. Man hört auch Wesentliches über die Anwendungsmöglichkeiten im heutigen Deutschland, die übrigens stellenweise beträchtlich von schweizerischen Verhältnissen abweichen, so daß dem schweizerischen Leser gewisse Unterschiede nicht nur in der wirtschaftlichen Lage, sondern vor allem auch in der Wirtschaftspsychologie bewußt werden. Es scheint bis jetzt nur wenigen Organisationen der öffentlichen Meinungspflege gelungen zu sein, sich in der westdeutschen Wirtschaft dauernd anzusiedeln. Der Verfasser schildert unumwunden die Schwierigkeiten, die der bewußten und gewollten «Meinungspflege» entgegenstehen. Er berührt notwendige Klarlegungen grundsätzlichen Verstehens, wenn er darauf hinweist, daß «Public Relations» nicht direkt zur Umsatzsteigerung führen, daß sie kein Kampfmittel gegen die Gewerkschaften darstellen, sondern einer sozialen Forderung unserer Zeit entsprechen und gewissermaßen als eine psychologische und moralische Funktion das rein wirtschaftliche, materielle und geldmäßige Denken ergänzen oder gar überlagern sollen.

Das kleine, doch reichhaltig dokumentierte Werk verdient die Aufmerksamkeit aller ernsthaften Interessenten.

Hans Rudolf Schmid

¹⁾ Ernst Vogel: Public Relations, Öffentliche Meinungs- und Beziehungspflege in Theorie und unternehmerischer Praxis. Verlag Fritz Knapp, Frankfurt am Main, 1952.